

ALLER ANFANG IST SCHWER

Ein Dialog über die Globalisierung der deutschen Sprache

Die Angst, die deutsche Sprache sei vom Aussterben bedroht, ist groß. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts überwiegen Bilder von Verfall und Tod: »Rettet dem Deutsch!« titelte etwa Der Spiegel in seiner Ausgabe zum Tag der deutschen Einheit. Forderungen nach »mehr Deutsch« mehren sich: »Deutsch-Quote im Radio!«, »Deutschpflicht in Fitnessstudios, Kneipen, Schulen!« oder »Deutschtest für Kinder!«. Ist es Zufall, dass zu Beginn des neuen Jahrtausends eine quasi-apokalyptische Stimmung herrscht? Wo liegen die Probleme? Wie hängen Ende und Anfang in diesem Diskurs um die deutsche Sprache zusammen? Welche Rolle spielt die englische Sprache? Was tun? Hat Deutsch eine Zukunft? Der Literaturwissenschaftler Bernd Hüppauf, Ko-Herausgeber von »Globalization and the Future of German«, und der Kulturkritiker Krystian Woznicki, Herausgeber von »McDeutsch – Protokolle zur Globalisierung der deutschen Sprache«, sind diesen Fragen auf den Grund gegangen.

K.W. Der Diskurs um die deutsche Sprache muss nicht zuletzt als Reaktion auf die Auswirkungen der Globalisierung, denen Sprachen, auch das Deutsche, heutzutage unterworfen sind, gedeutet werden. Diese Veränderungen erfassen auch – und das macht das Ganze kompliziert – die Gesellschaften. Die Veränderungen und ihre Rezeption im jeweiligen Bereich sind kompliziert. Zusätzlich erwächst aus dem Verhältnis von Sprache und Gesellschaft eine altbekannte, äußerst unübersichtliche Gemengelage: Sprachen sind »schon immer« instrumentalisiert worden, um Stellvertreter-

diskurse zu führen, insbesondere bei der Stiftung von nationalen Identitäten und der Etablierung der mit ihnen verbundenen Ausschlussmechanismen.

B.H. Stichwort »Bedrohung«: Deutsch ist die Muttersprache von nahezu einhundert Millionen Sprechern und wird so bald nicht »sterben«. Warum also die Aufregung? In der öffentlichen Sprache – in der Werbung, der Elektronik, der Unterhaltungsindustrie und dem Tourismus – geht nichts ohne Englisch: vom *Service point* zum *Diversity management* und zur *neuen Flatrate* ist Englisch eben cool. Englisch ist kurz, elastisch und praktisch beim Erfinden neuer Wörter für neue Entwicklungen. So entsteht Denglisch. Diesem Jargon liegt das vage Gefühl zugrunde, selbst nicht dynamisch zu sein, im internationalen Konkurrenzkampf nicht mithalten zu können und verdrängt zu werden. Die Sprache soll über das Manko hinweghelfen. Denglisch wiederum löst die Furcht vor dem schleichenden Tod der eigenen Sprache aus. Die Invasion des Englischen, genauer des Amerikanischen, könnte das Deutsche von innen heraus auflösen. Es dringt in den »Körper« der Sprache ein und zersetzt ihn mit Todesfolge. Eine andere Furcht erinnert an den Imperialismus des 19. Jahrhunderts: Ohne militärische Gewalt mache das Amerikanische die Welt zu seiner kulturellen Kolonie. Mit der Sprache kommen Inhalte: Filme, Musik, Kleidung und die Popkultur. Sie verdrängen das Eigene. »Kulturelle Identität« ist eine abstrakte Bezeichnung, die leicht die Erfahrungen der erlebten Welt ins Nebulöse von The-

orie hebt. Aber die Furcht, enteignet zu werden und mit der Sprache zu verlieren, was einen im Innersten zusammenhält, ist eine sehr konkrete und persönliche Erfahrung.

K.W. Das Leitmotiv, das den Diskurs maßgeblich prägt, ist unübersehbar. Die Veränderungen, die die vielfältigen Auswirkungen der Globalisierung (ob politischer, wirtschaftlicher, medialer, militärischer oder kultureller Art) hervorrufen, werden überwiegend negativ interpretiert. In diesem Zusammenhang kommt die These vom Neonationalismus besonders prominent zum Tragen, also der Renaissance des Nationalen angesichts der fortgeschrittenen Globalisierung, die ja immer auch Entnationalisierung bedeutet und eine Bedrohung der besonderen Art impliziert. Einen anderen Blickwinkel auf diesen Diskurs eröffnet die These, dass sich unsere Zeit durch einen Utopieverlust auszeichne. Der marxistische Literaturwissenschaftler Fredric Jameson etwa hat in seinem letzten großen Buch »Archaeologies of the Future« darauf aufmerksam gemacht, dass es den Menschen heutzutage wesentlich einfacher fällt, sich den Untergang auszumalen, als die »Geburt« eines neuen Systems.

B.H. Zweifellos, die Globalisierung wird in diesem Sinn als negativ empfunden und löst Furcht aus. Arbeitsplätze gehen verloren, internationale Korporationen gewinnen immer mehr nicht zu kontrollierende Macht, die Ungleichheit wächst, und die Migrations-

ströme drohen, ganze Gesellschaften, nicht nur in Europa, zu destabilisieren. Ein vages aber nachhaltiges Gefühl von Bedrohung breitet sich aus. Die Zukunft erscheint unsicher und eher düster. Die Furcht vor dem »Tod« der deutschen Sprache gehört in dieses Feld aus negativen und ängstlichen Empfindungen. Lebensstile ändern sich, und diese Änderungen schaffen Unsicherheit. Neue Werte in neuen Worten geben dem Fremden den Anschein, es sei das Eigene, während es als Enteignung empfunden wird. Zu den Ängsten gehört auch die Angst vor dem Verlust der kulturellen Identität, die beim G8-Treffen in Heiligendamm kein Thema war, aber, so denke ich, viele Menschen so sehr verunsichert wie die »Heuschreckenschwärme« der *hedge funds* oder der Klimawandel. »Man kann seine eigene Sprache nicht mehr verstehen«, hörte ich kürzlich eine ältere Berlinerin vor der Reklame in einem Kaufhaus klagen.

K.W. Weniger prominent, beziehungsweise bislang so gut wie unberücksichtigt geblieben, ist die Tatsache, dass der noch junge Globalisierungsdiskurs Begriffe wie »Anfang« und »Ende« auf ganz spezifische Weise geprägt hat. In den 1990er Jahren ist die Globalisierung selbst als etwas grundlegend Neues gehandelt worden. In den Nuller Jahren ist das anders. Man ist schlauer geworden, die Vermarktung dieses Begriffes zieht nicht mehr. Außerdem hat man mittlerweile einen Blick für die Geschichte dieses Prozesses gewonnen. Infolgedessen gilt Globalisierung plötzlich als ein alter Hut und wird entsprechend nicht mehr mit dem Neubeginn

assoziiert. Stimmen wie die von Arjun Appadurai, die Mitte der 1990er immerhin völlig nüchtern von »rupture« sprachen, sind heute quasi vergessen.

Eine andere Verschiebung hat sich auf der Ebene einer Ausdeutung der Globalisierung als Amerikanisierung ereignet. In den Nuller Jahren bekommt sie einen neuen Anstrich, weil die Gleichung einen im erheblichen Maße mit der Kriegswirtschaft in Verbindung stehenden Prozess impliziert, von dem vor allem die den Planeten (auch kulturell) dominierende USA profitiere. Das heißt, wir haben es in den Nuller Jahren mit zwei grundsätzlichen Verschiebungen innerhalb des Globalisierungsdiskurses zu tun. Erstens: Globalisierung selbst evoziert nicht mehr das präzedenzlos Neue. Zweitens: Globalisierung konnotiert direkt oder indirekt globale Kriegswirtschaft, womit der Anfang des 21. Jahrhunderts unter einem dystopischen Stern steht. Die Utopieverlust- und Nationalismus-Thesen berücksichtigen diese für die Idee vom Neubeginn bzw. Ende eminent wichtigen Verschiebungen nur unzureichend. Doch ich meine, dass das Nachdenken über Themen wie die »Globalisierung der deutschen Sprache« vor exakt diesem Hintergrund einsetzen sollte.

B.H. Globalisierung gilt als gefährlich und ist gefährlich. Aber was ließe sich an ihre Stelle setzen? Jamesons Thesen gelten für die Minderheit der Menschen, die in Nordamerika, Australien und Europa leben, und auch dort nicht für alle. Die anderen können sich den Luxus einer Untergangsstimmung gar nicht leisten. Für sie

bedeutet Globalisierung ein Versprechen und Zukunft, und sie nehmen in Kauf, dass es eine Amerikanisierung einschließt. Gewiss, das ist nicht die ganze Geschichte. Die Ängste vor einem Identitätsverlust durch Sprachverlust sind nicht grundlos und haben ernste Folgen. Der neue Fundamentalismus, Gewalt und Terror zeugen vom Unbehagen und Widerstand im Weltmaßstab.

Die Entwicklung ist nicht zu steuern oder umzukehren. Gewiss, eine Sprachenpolitik der EU in Brüssel, des Goethe-Instituts, des DAAD – um bei Deutschland und Europa zu bleiben – und das Gewicht von Sprache in den Lehrplänen der Schulen hat Auswirkungen und kann das Erhalten der Sprachenvielfalt unterstützen. Aber die grossen globalen Tendenzen lassen sich dadurch nicht umkehren oder auch nur merklich beeinflussen. Politiker beschworen das Ziel, die Globalisierung durch Politik »menschlich zu gestalten«, als Rechtfertigung des Treffens der G8. Das war eine bloße rhetorische Floskel, die den Politikern die Einsicht in ihre Hilflosigkeit ersparen soll und der Öffentlichkeit einen Handlungsspielraum der Politik vorgaukelt, den es nicht gibt. Das Desaster der Umweltpolitik wird zum Erfolg schöneredet, um der leeren Rhetorik einen Pseudo-Inhalt zu geben. In der Sprache wirkt die Autonomie der internationalen Dynamik ebenso wie in Ökonomie, Handel und Finanzen. Auch für die Sprache gilt: die Welt ist aus den Fugen. Das Amerikanische und die Tendenzen der Globalisierung durch vernunftgeleitete Debatten aus ihrer weltweiten Dominanz verdrängen zu wollen, ist eine Illusion.

K.W. Bedrohung ist auch ein Geschäft. Das lässt sich im Umkehrschluss daraus ableiten, dass die Sicherheitsindustrie in letzter Zeit so einen ungeheuren Aufschwung erfahren hat. Offenbar hat auch, wie Benjamin Barber meint, ein »Imperium der Angst« Gestalt angenommen, womit die Institutionalisierung eines Lebensgefühls gemeint ist, das mit Ohnmacht gleichgesetzt wird. Wohl nicht ganz zu Unrecht.

B.H. Öffentliche Debatten empfinden wir als die wichtigste Grundlage von Entscheidungen, seien die Entscheidungen nun persönlich oder politisch. Aber die Globalisierung verletzt diese Erwartung. Sie hat keine Autorität, wohl aber die Macht. Sie hat Erfolg, weil sie sich der öffentlichen Diskussion entzieht und ein Diktat ausübt. So hinterlässt sie den Eindruck von sprachlosem Zwang und erzeugt Hilflosigkeit. Veränderte Formen der Kommunikation, Lebensstile, Werte und Mentalitäten setzen sich weltweit durch. Die Frage lautet: Wie lässt sich das lähmende Gefühl von Enteignung durch die rasenden Veränderungen der Globalisierung in einen Aufbruch, in produktive Möglichkeiten verwandeln und ein Handlungsspielraum gewinnen?

K.W. Neben der Furchtkulisse, die Ohnmachtsgefühle triggert, sind Allmachtsfantasien in Umlauf, die durch Technologie-Marketing, Massenmedien etc. geschürt werden. Die große Herausforderung unserer Zeit besteht meiner Meinung nach darin, aus diesem Teufelskreis der ständigen Fehleinschätzung des Selbst

auszubrechen. Und einen Boden zu betreten, der weder von Paralyse noch von Gleichgewichtsverlusten geprägt ist. Darauf ließe sich bauen, denn auf einem solchen Boden wäre es möglich, jeweils angemessene Maßstäbe für die unterschiedlichen Probleme heranzuziehen. Ein solches Feingefühl für Größenordnungen ist aber heute das wohl größte Manko. Wird die Welt kleiner? Oder wird sie im Zuge des so genannten Schrumpfungsprozesses doch etwa »Too Big to Handle« um den Titel einer Arbeit des Künstlers Wawrzyniec Tokarski zu zitieren? Ich denke, dass eine klarsichtige Analyse der gegenwärtigen Bedingungen für einen Neuanfang notwendig ist, um sinnvolle Modelle zu entwickeln. Eine emanzipative Idee vom Neuanfang muss, wie bereits angedeutet, im Verhältnis stehen zu den Verschiebungen im Globalisierungsdiskurs der Nuller Jahre.

Wir müssen in Betracht ziehen, dass George W. Bush mit seiner Weltverbesserungsideologie eine sehr mächtige Vorstellung von einem Neuanfang geschaffen hat. Diese Ideologie wird aber in großen Teilen der Erde zunehmend mit Argwohn betrachtet. Warum gibt es darauf keine Antworten, warum keine Gegenentwürfe, die den Beginn des 21. Jahrhunderts ebenfalls als einen Neuanfang mobilisieren? Die Antwort von Negri/Hardt ist, man habe nach dem 11. September alle konterideologischen Bemühungen zu sehr auf den Staat fokussiert und verkannt, dass emanzipative Gegen-Modelle ebenfalls so vernetzt und polyzentrisch sein müssen wie die gegenwärtige Struktur der Macht. Man könnte ergänzen: Das Wesen der in den Nuller Jahren von der

Kriegsökonomie dominierten Globalisierung wird nicht richtig eingeschätzt. Davon zeugen nicht zuletzt die Aktionsformen der Protestbewegungen: Im Vorfeld des Krieges dagegen zu demonstrieren, mag atemberaubend sein und als »Sieg der Dritten Supermacht« (*The Nation*) gefeiert werden. Doch ist dies nicht mit einer Gegen-Erzählung des Aufbruchs verzahnt, die die globale Öffentlichkeit genauso durchdringt wie die punktuelle Intervention vor dem Dritten Golfkrieg und die genauso so beschaffen ist, wie ein Phänomen, das keine Grenzen in Raum und Zeit kennt.

Die ent-grenzende Logik der besagten Bush-Saga stellt für die Gegen-Erzählung vermutlich die größte Herausforderung dar. Denn es gilt einen Aufbruch, der niemals endet, nicht nur zu denken, sondern auch zu leben. Wer ist schon bereit – um auf das Problem des Deutschen zurückzukommen –, die Sprache als etwas durch und durch Dynamisches, als etwas ständig sich Erneuerndes zu begreifen und auch entsprechend zu benutzen. Wird sie nicht grundsätzlich zu sehr als Stütze verstanden? Als Prothese für Halt und Stabilität?

B.H. Die Empfindungen von Aufbruchs- und Untergangsstimmung sind nach Ländern, Generationen und sozialen Schichten nicht gleichmäßig verteilt. Die gegenwärtige Politik der Regierung macht die USA weltweit unpopulär. Aber die Dominanz des Amerikanischen ist nicht oder nicht nur die Folge eines Kulturimperialismus, sondern entspricht auch den Wünschen von Millionen. Das Versprechen einer gerechteren Welt, seit

langem mit der Sprache der Neuen Welt verknüpft, hat noch längst nicht ausgedient. Der verkappte Imperialismus und die in grossen Teilen der Welt verhasste Militärmacht der USA haben daran wenig geändert. Das Amerikanische bedeutet für viele in großen Teilen der Welt das Versprechen der Modernisierung. Es ist für viele Frauen in traditional verfassten Gesellschaften die Sprache der Emanzipation, für Jugendliche die Sprache *ihrer* Kultur, für die Armen der armen Länder die Sprache der ökonomischen Entwicklung. Das ist eine vollkommen neue Erfahrung in weltgeschichtlichem Maßstab.

Wer die Möglichkeiten internationaler Mobilität nutzen will, kann über die Verbreitung des Englischen nur dankbar sein. In Kuala Lumpur erlebte ich, wie sich ein Däne und eine Französin auf Englisch unterhielten, bevor sie in der Hotelbar verschwanden. Die Globalisierung kann auch zu glücklichen Enden führen. Hier ist die Quelle des Glanzes zu vermuten, der gegenwärtig vom Englischen ausstrahlt.

K.W. Was als »Ende« an die Wand gemalt wird, könnte auch als »Neubeginn« oder Vorbote eines »Anfangs« begriffen werden. Man muss dafür weder Buddhist sein noch wie Thomas Mann in seinen »Betrachtungen eines Unpolitischen« oder implizit im »Zauberberg« den Krieg schönreden als etwas, das den Boden für etwas Neues ebnet. Entscheidender ist, dass man dem Neuen nicht mit Begriffen begegnet, die eigentlich aus einem Register der Vergangenheit entlehnt

sind, was in Europa spätestens seit Kolumbus' Entdeckung der Karibik und der Verschriftlichung dieses Ereignisses zur Gewohnheit geworden ist. Das Neue wird in die Sprache des bereits Bekannten und Vertrauten gezwängt. Dass das im Umkehrschluss Folgen für unsere Auffassung von Sprache hat, liegt für meine Begriffe auf der Hand.

Der Markt als quasi-natürliche Umwelt bringt ein anderes Problem mit sich. Wie die Globalisierungstheoretikerin Saskia Sassen bemerkt: »A novel order is not an invention ad novo, and it does not necessarily announce itself as new, as radical strangeness – like science fiction or futuristic account.« Das bedeutet: Auch wenn der Markt suggeriert, dass das Neue im Gewand des neuen Sony, der neuen Prada-Kollektion oder des neuen BMW daherkommt, muss es unter der Oberfläche dieser Spektakelindustrie dechiffriert werden. Insofern ist es eine Frage des Ansatzes und der Perspektive. Vielleicht hat sich der Neuanfang ja auch schon »ereignet« und wir befinden uns, um mit Jean-Luc Nancy zu sprechen, in einer Welt, die im Rückstand ist, »angesichts dessen, was sie sein soll, was sie sein kann, ja sogar angesichts dessen, was sie in einigen von uns nicht erkannten Aspekten bereits ist«. Ein solcher Neuanfang müsste noch nachvollzogen, beziehungsweise zunächst einmal (nach)erzählt werden. Erst dann würde daraus ein Neuanfang, der Energien und Hoffnungen freisetzt. Dazu fehlen aber Orientierungsmodelle, Konzepte. Vielleicht auch die richtige Sprache.

B.H. Die durch Globalisierung drohenden Verluste machen Angst, und Angst lähmt. Sie muss bewältigt werden. Erst dann kann ein entscheidender Schritt getan werden. Das Ziel wäre, sich nicht an einer statischen Identität, die durch den festen *Besitz* von Sprache gesichert wird, festzuklammern. Er wirkt wie ein Korsett: stabilisiert und ist zugleich ein Gefängnis, hält Bewegung auf und verhindert, den Blick schweifen zu lassen und den Horizont zu erweitern.

Nur wenn der Schock der Globalisierung bewältigt wird, löst sich die Lähmung, und Unterschiede und Widersprüche können zugelassen werden. Die Zukunft entsteht aus Widersprüchen, und Sprache, sobald sie nicht als unbewegter Besitz festgehalten wird, ist ein Medium der Zukunft. Sie wird, kein Zweifel, von der Politik betroffen. Aber sie wirkt, ähnlich wie Heimat, auf einer anderen Ebene, ist fundamental und geht in der erlebten Wirklichkeit der Politik voraus. Sie hat, so wie sie sich von der Politik nicht in den Dienst nehmen lässt, die Kraft, eine selbstbestimmte Welt entstehen zu lassen. Zwar können wir die Entwicklung der letzten Jahrzehnte nicht zurückdrehen und die fortschreitende Globalisierung nicht verhindern. Aber die Befreiung der Lebenswelt von den Zwängen der Globalisierung schafft einen wertvollen Raum des Selbst.

Das Eindringen von anderen Sprachen kann und sollte als eine Chance verstanden werden. Stets bezieht Sprache aus der Begegnung mit anderen Sprachen und Erfahrungswelten ihr bewegtes Leben. Waren es die Begegnungen mit Latein, Französisch oder Italienisch,

aus denen das Deutsche lexikalischen Reichtum oder grammatische Vielfalt und damit gesteigerten Ausdrucksreichtum gewann, so lässt sich in der Gegenwart eine ähnliche Hoffnung auf die Begegnungen mit Sprachen der unkontrollierbaren Migrationsströme gründen, insbesondere auf Englisch oder Türkisch. Sprache ist mobil und flexibel und sollte nach Aussen offen gehalten werden. Es ist fruchtlos, Denglisch und das anglierte Dummdeutsch der Reklame zu bekämpfen. Was das Deutsche braucht, ist die offene und phantasiebetonte Reaktion, nein: nicht die Reaktion, sondern das aktive Betreiben der durch die Globalisierung erzwungenen Mobilität. Sie ist offensiv voranzutreiben, damit, was als Schicksal verstanden zur Lähmung führt, der eigenen Regie unterstellt werden kann. Nach ihrer Meinung über die deutsche Sprache gefragt, antwortete eine Studentin mit Spanisch als Muttersprache, sie bewundere den Reichtum des Deutschen. Sie klagte nicht über die Schwierigkeit der vermaledeiten Grammatik oder die mangelnde Romanisierung des Wortschatzes, sondern sprach von Komplexität und einem wunderbarem Ausdrucksreichtum, die sie als stimulierende Herausforderung empfand. Eine solche Liebe zur eigenen Sprache ist vielen Deutschen Muttersprachlern abhanden gekommen. Sie ist aber die Voraussetzung, mit der Herausforderung durch die Globalisierung produktiv umzugehen. Dann können die Kanaksprache und die von den Idiomen der Technik, des Internet und der Immigrantenkinder bis an die Grenze der Unverständlichkeit verwandelte Sprache der Jugendlichen zum

Erneuerungspotenzial werden. Nicht die Abwehr von Bedrohung, sondern die Wahrnehmung eines Gewinns durch Wandel sollte die Einstellung zur deutschen Sprache lenken. Dann kann man dem Englischen neidlos den Weltmarkt der Kommunikation überlassen und zugleich dem Deutschen eine Zukunftschance eröffnen. Vom »hinreißenden Klang des Englischen« braucht sich nicht einschüchtern zu lassen, wer zum Reichtum der deutschen Sprache beiträgt.